

Regel. Die Verwendung und das Verstehen sprachlicher Äußerungen sei nach Wittgenstein abhängig von der Beherrschung der Regeln, die wir erlernt haben, und von der Deutung der Regelbefolgung. Wittgenstein vertrete eine in einem weiten Sinn konventionale Auffassung der Sprache, die als „Regel-Idealismus“ bezeichnet werden könne. V. kritisiert, daß Wittgenstein es offen lasse, „was als ‚gleiche Situation‘ als auch, was als ‚gleiches Verhalten‘ zu verstehen ist. Damit bleibt die Übereinstimmung des Verhaltens als Regelkriterium vage, ja die Erklärung der Regel erscheint zirkulär, da mit der Regelmäßigkeit des Verhaltens dessen Gleichheit und damit die Regel erklärt werden“ (19f.). „Für die Gleichheit des Verhaltens gibt es für ihn kein Kriterium; sie wird dennoch als Kriterium für Regeln und somit für deren Begründung verwendet“ (20). Für Wittgenstein schein diese Erklärung jedoch nicht zirkulär zu sein, da er das Regelfolgen „als nicht zu rechtfertigendes und nicht zu begründendes Faktum der Regelerklärung voraussetzt“ (20). V. sieht in dieser „quasi-transzendentalen Voraussetzung“ (21) jedoch einen „Abbruch der Begründung“ (22). Man könnte V. fragen, ob er Wittgenstein nicht von essentialistischen Voraussetzungen her kritisiert. Ein Kriterium für die Übereinstimmung des Verhaltens mit der Regel bzw. die Gleichheit des Verhaltens kann es nach Wittgenstein nicht geben. Was ‚Gleichheit des Verhaltens‘ bedeutet, kann immer nur innerhalb der verschiedenen Sprachspiele bestimmt werden, und es wird auch innerhalb eines Sprachspiels ein Begriff mit unscharfen Rändern bleiben (vgl. PhU §§ 47; 71). Eine Kritik an Wittgenstein müßte daher zunächst die Gründe für dessen Antessentialismus prüfen. Wenn man Wittgenstein verwirft, indem er von quasi-transzendentalen Voraussetzungen ausgehe, breche er die Begründung ab, so ist zu fragen, welche Alternativen es gibt und welches ihr Preis ist. Ich sehe als einzige Alternative den infiniten Regreß. Wir müßten Kriterien der Kriterien aufstellen usw. und zu jeder Regel eine Regel fordern, die die Anwendung der Regel regelt. – Ohne Zweifel ist der Begriff der Regel für den späten Wittgenstein grundlegend. Dennoch ist zu fragen, ob man ihn zum ausschließlichen Ausgangspunkt der Interpretation machen und Wittgensteins Sprachauffassung als Konventionalismus bezeichnen kann. Wittgenstein hat deutlich auf die Grenze der Regel hingewiesen (PhU §§ 79–88). Eine Regel kann mit einem Wegweiser verglichen werden. Sie kann niemals ausschließlich aus sich selbst verstanden werden, sondern sie bedarf eines umfassenden Lebenszusammenhangs als eines Verständnishintergrundes, in den sie eingebettet ist. Der Begriff des Sprachspiels, der außer dem der Regel auch den dieses lebensweltlichen Zusammenhangs enthält, scheint mir daher für das Verständnis des späten Wittgenstein grundlegender zu sein als der der Regel. V.s eigener Ansatz hebt die Bedeutung der Lebenswelt als Rationalitätskriterium hervor. Damit steht er Wittgenstein näher, als es aus seiner Wittgensteininterpretation und -kritik ersichtlich ist.

F. RICKEN S. J.

BRANDENSTEIN, BELA Freiherr von, *„Sein – Welt – Mensch“: Philosophische Studien*. München: Johannes Berchmans 1983. 379 S.

Noch einmal faßt von Brandenstein im vorliegenden Bd. seine Hauptgedanken zusammen, um das Verständnis seines großen Werkes zu erleichtern. Er tut es zu seinen Lebzeiten (er ist 83 Jahre), um zu vermeiden, daß seine hinterlassenen Schriften ohne rechtes Verständnis zusammengestellt werden. Das Buch enthält 37 längere und kürzere Aufsätze, die sich mit den Fragen von Weltanschauung, Kunst, Technik, Sprache, Natur, Person, Freiheit und Menschenrechten befassen. Sie alle stützen sich auf sein Hauptthema, nämlich daß der Mensch das Sein erkennt und daß Kausalität und Rangunterschiede transzendierbare Erlebnisse für uns sind. Er weiß wie wenige Menschen, daß die geistige Not unserer Zeit durch die Resignation der modernen Philosophie verursacht worden ist, die sich in einen unbegründeten Relativismus verstrickt hat. Die viel verehrten modernen Wissenschaften können den Menschen keine Antwort geben, auf die Frage, was sie glauben, hoffen und tun sollen. Philosophie allein kann diese Fragen beantworten, wenn sie sich von dem Einfluß des Positivismus und Existentialismus befreit und das Sein in seinem Ursein erfaßt. Der Verfall der Philosophie kann durch den Verlust der Gottesidee charakterisiert werden, weil durch ihn das gesamte Seinsbild nicht mehr im absolut göttlichen Sein verankert ist. Der Seinsaufbau kann er-

kannt werden, da die letzten Gründe in ihrer bloßen Selbstbedingtheit einfach eingesehen werden. Sie werden entweder schlicht gesehen, oder eben gar nicht gesehen. Sie sind deshalb keineswegs irrational, da sie sich selbst bedingen und damit begründen. Letzte Gründe werden aus ihren Folgen herausgehoben und gesehen, was aber kein Beweis für das in seiner Grundgültigkeit Unbeweisbare ist.

Kausalität behält ihren Sinn, wenn der Begriff der Ursache von dem des Grundes, und der Begriff der Verursachung von dem des Bestimmens genügend unterschieden wird. Gründe werden also logische von mathematischen Gründen differenziert. Sie bestimmen, wie Dinge bestehen, oder wie weiteres aus ihnen gestaltet werden kann. Beide Gründe müssen von Ursachen unterschieden werden, die allein aktiv sind, etwas hervorbringen oder ein Ding verändern. Durch die Naturphilosophie Galileis und Newtons setzte sich der Begriff der transitiven Kausalität als verursachendes Grundprinzip durch, während transzendente und immanente Kausalität, die im frühesten menschlichen Denken und in der klassischen Philosophie eine bedeutende Rolle spielten, ignoriert wurden. Eine brauchbare Hilshypothese der Physik wurde so zu einem dogmatischen Grundsatz erhoben, an dem zu rütteln für unwissenschaftlich galt. Behauptungen über menschliche Freiheit und Selbstverantwortung wurden als grundsätzlich nicht mehr diskutabel gehalten. Die kritische Prüfung, welche der drei Kausalitäten Gültigkeit hat, kann aber nur mit metaphysischen Überlegungen durchgeführt werden, was heutzutage kaum angeht, da die moderne Philosophie sich hinter einem metaphysikwidrigen Standpunkt verschanzt. Diese Haltung wird mit der nicht stichhaltigen Sprachanalyse der positivistischen Philosophie begründet, die alle Problematik der menschlichen Erfahrung als einen Verstoß gegen die Spielregeln der Grammatik erklärt. Der logische Positivismus sieht nicht, daß der Mensch nicht in Worten, sondern in Sachen denkt, daß sprachliche Begriffe sich nicht auf willkürlich wählbare Bezeichnungen, sondern auf die von ihnen bezeichneten Bedeutungen bezieht. Durch diese Tatsache werden unsere Äußerungen zu sinnvoller Sprache, die durch selbsterlebte Erfahrungen und Vorstellungen- und Denktakte bereichert wird. Diese Akte sind sprachüberlegen, da Bedeutungen sprachfrei abstrakt gedacht und kombiniert werden können. Den Grund aller Sprache bildet daher ein ‚meta-grammatisches‘ Bedeutungsgerüst mit seinslogischen Spielregeln, das allgemeine Verstehbarkeit und Brauchbarkeit hat. Grund, Ursache, Wechsel sind nicht bedeutungslose Worte, mit denen wir willkürlich spielen können. Ihr sinnvoller Zusammenhang kann verstanden werden.

Der Wechsel, ein Nacheinander im Erleben, ist eine Urerfahrung, deren Bestreitung schon selbst einen Wechsel bedeutet. Durch sie kann verstanden werden, daß aller Wechsel einen allerersten Beginn hat. Und durch die Gültigkeit des Widerspruchssatzes ist es erweislich, daß das Weltsein begonnen hat und von einem unwandelbaren Ursein, das wesentlich, rangunterschiedlich von ihm verschieden ist, ins Sein gesetzt ist. Die Urkausalität ist einsichtigerweise transzendente Kausalität. Ihre unerläßliche Annahme erweist, daß der erfahrene Wandel nicht ein ursachloses Winden des einzig daseienden Urseins ist. V. B. nimmt ferner Stellung gegen die Auffassung, daß Logik ein reines Willkürspiel ist, wie das von formalen Logikern in der symbolischen Logik und in der modernen Mathematik oft behauptet wird. Sie haben sich das Postulat der Implikation zu eigen gemacht, das für sie nur unstatthaft und falsch ist, wenn die erste Aussage wahr und die Implikation falsch ist, nicht aber wenn die erste Aussage falsch und die Implikation wahr ist. Für sie schließt das Falsche das Wahre ein. Sie sind sich nicht bewußt, daß sie sich in ein leeres Spiel verrennen, wenn sie vergessen, daß ihre symbolische Logik nur neue Ergebnisse durch Verbindungen von Elementen erzielen kann, weil sie den mathematischen Bestimmungen Rechnung trägt, deren Wesen darin besteht, daß aus Vorbestimmungen Folgen konstruiert werden können. Was in der Logik wieder betont werden muß, ist, daß Wahres und Falsches miteinander sachunverträglich sind. Die mathematisch, logistische Grundsatztheorie, die aus Falschem Wahres impliziert, kann nicht im seinsverbundenen Sinn schlußgerecht genannt werden.

In ‚Sein – Welt – Mensch‘ wiederholt und betont v. B. seine wesentlichen Einsichten, die er bereits seit 1925 in seiner ‚Grundlegung der Philosophie‘ festgelegt hat, und mit denen er seitdem Stellung gegen den agnostisch-relativistischen Zeitgeist nimmt. Er ist

seiner wesentlichen Erfahrung treu geblieben, die ihn – wie uns alle – Unterschiede erleben läßt. Darum betont er immer wieder die strenge Gültigkeit des Widerspruchsatzes, durch den allein die Begründung der Philosophie erweisbar ist. Das Nichts kann deshalb auch niemals Seinsgrund sein, weil das ein grober Selbstwiderspruch wäre. Es läßt sich weder geistig, noch leiblich als Grund greifen oder begreifen. Dem gängigen Vorurteil des ‚horror metaphysicus‘ begegnet er auf breiter Front. Weder der kritische Empirismus des metaphysikfeindlichen Humes, noch Kants Beurteilung der menschlichen Vernunft erweisen sich als wohlüberlegt. Mit großer Ausdauer, und allen erdenklichen Einwänden Rede und Antwort stehend, verteidigt v. B. die platonisch-christliche Überzeugung als wahr, daß ohne eine Verankerung in Gott, den wir so weit kennen können, daß wir ihn als persönliche geistige Urkraft sehen, die aus freier Liebe die Welt für die Menschen erschaffen hat, die Werte, die unsere Zivilisation ausgezeichnet haben, nicht weitergegeben werden können.

B. DEHMELT COOPER

KESSLER, HERBERT, *Bauformen der Esoterik* (Forschungsunternehmen der Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung e. V. 34) Freiburg/Br.: Auum 1983. 262 S.

K. stellt die Grundlagen einer „sokratischen Esoterik“ vor. Insofern ist sein Werk von philosophischer Relevanz. Die Aufgabe einer in abendländischer Denktradition stehenden Esoterik ist es, dem „Ichpol“, dem „Innenleben Wert zu verleihen“ (26). Ferner hat sie den „vier Weltübeln“ zu wehren: „Schuld, Tod, Absurdes, Leiden – und sich den vier Weltgütern [zu] widmen, dem Wahren, Schönen, Guten und Heiligen“ (35). Ihr Auftrag ist „Gänzlichkeit“ (31), Integration von Geist und Körper, „Geistiges in transparenten Körpern (?) zu versinnlichen und Sinnliches in das Geistige zu transzendieren“ (78). Ziel der „sokratischen Esoterik“ ist die „Begegnung mit dem All-Einen und letztendlich die Aufhebung der Weltentzweiung in die All-Einheit“ (34). Die Mittel, die sie dem einzelnen zur Verfügung stellt, um sich auf dieses Ziel hin zu entfalten, sind Methoden und Weisen der Verinnerlichung, Vergeistigung, die geeignet sind, das „Lebendig-Konkrete“ als Zusammen von Sinnen, Intuition, Denken, Fühlen und Objekt erfahren zu lassen. K. stellt in diesem Zusammenhang die „Denkformen des freien Geistes“ vor – ein Schwerpunkt des 1. Kap.: „Äußere und innere Wirklichkeit“ (19–49). Esoterisches Denken ist kein Denken in der Subjekt-Objekt-Spaltung (40). Es ist vielmehr getragen von „liebvoller Sachlichkeit“, „Hingabe“ und „grenzenlosem Vertrauen zu Grenzenlosem“ (40). Es benutzt als Erkenntnismedien: Symbolik, Dialektik, Heuristische Zirkel, Urteilsringe (= „Kreis der Worte und der Dinge“), ganzheitliches Denken, „Umzingelungsdenken“, eine a-logisch disziplinierte intellektuelle Intuition, Analogie, Entsprechung, Dialog, Hermeneutik und Phänomenologie (40–46). Die philosophische Esoterik geht nach K. von vier Real- und Erkenntnisprinzipien aus: Polarität von Gegensätzen bzw. Wechselverhältnisse zwischen diesen, Veränderung, Streben nach Ganzheit und Transzendenz (47 f.). – Als „Mittel der Verständigung mit sich und anderen“ thematisiert K. im 2. Kap. (54–81) Sprache und innere Sprachform, Sehen und Schau, Schrift, Mathematik, Symbol, Logos und die „esoterische Erfahrung“, in der sich „die Begegnung mit dem großen Geheimnis“ (76 u. 79) ereignet. – Esoterische Anthropologie wird im 3. Kap.: „Der geistige Mensch“ angerissen (87–156). Zentral ist hier die Gestaltheorie. Esoterik als Wissenschaft von der Person wirkt mit an der „Entfaltung des inneren Personkerns“. Diese erfolgt im Sinne von Entelechie „auf dem Wege der Umbildung gegebener oder vordem erreichter Gestalten, also durch Gestaltwandlung“ (95). Philosophie ist als „Lebensform und Macht“ Richtschnur dieser Esoterik (107), gemäß derer sie an der Entgrenzung zum Ich arbeiten kann. Das Ich umschreibt K. wie folgt: a) es ist nicht Bestandteil der realen Welt der Dinge; b) es ist außerweltliches „Ander-Ich“; c) „Ich ist Gegenwart, Anwesenheit“; d) „Ich ist Selbstbestimmung, Freiheit als sittlich-religiöser Wille, Telos-Treue“ (129/130); e) es ist schöpferisch (136 f.); f) man weiß von Ich durch ein „reflexionsloses Innwerden“ (140). – Auf esoterisch-philosophische Kosmologie läßt sich K. im 4. Kap. ein: „Von der Selbst- zur Weltanschauung“ (161–210). Hier stellt er, in Anlehnung an R. Eucken, Natur und Geist als Stufen eines Weltprozesses dar (106) und umkreist den Hauptge-